

DAS BRINGT DIE WOCHE

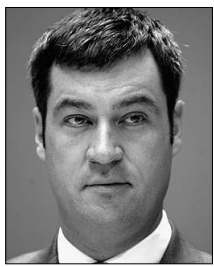
POLITIK: In Den Haag wird für heute Abend das Urteil des Internationalen Gerichtshofs zum serbischen Völkermord während des Krieges auf dem Balkan erwartet. Es wäre das erste Mal, dass ein ganzer Staat für ein solches Verbrechen haftbar gemacht wird. In München gibt am Dienstag McDonald's seine Jahrespressekonferenz, auf der sich der nicht unumstrittene Konzern (siehe u. a. auch „Fast Food Nation“) mal wieder als lukullischer Segen der Menschheit präsentieren wird. Und in Berlin treffen sich am Mittwoch die Kulturminister der Länder, um die Leistungsfähigkeit des deutschen Bildungswesens im internationalen Vergleich schönzureden. **KINO:** Am Donnerstag läuft mit „Junebug“ eine gefeierte Tragikomödie über die Spaltung der USA in „rote“ und „blaue“ Staaten an. **MUSIK:** Am Freitag kommt es Schlag auf Schlag, mit neuen Platten von Arcade Fire („Neon Bible“), Bryan Ferry („Dylanesque“), Herbert Grönemeyer („12“), Lucinda Williams („West“) und last but not least DJ Ötzi („Sternstunden“). Apropos Sternstunden: Das neue Bright-Eyes-Album, „Cassadaga“, ist, so viel sei hier schon mal verraten, besser als alle alten Platten und die von Arcade Fire zusammen, erscheint offiziell aber erst im April. Ättsch!



Die gute Amerikanerin FOTO: PR

die steile these

Das Wort zum Montag



CSU-General Markus Söder FOTO: AP

CSU-General Markus Söder will das Abendland vor einem muslimischen „Wort zum Freitag“ retten. Wie wär's mit einem Gegengeschäft?

Man muss Markus Söder einfach lieb haben: Weil dem Intimus von Edmund Stoiber bei den Christsozialen bald sowieso nur noch die Rolle als Mediensprecher seiner Partei bleibt, hat sich Söder mal eben in die leidlich absurde Debatte um das vom ZDF geplante „Wort zum Freitag“ für Muslime eingeschaltet.

Das Zweite plant dies zwar a) zunächst einmal nur im Internet und b) unter redaktioneller

Oberhoheit der ZDF-Redaktion. Doch „Deutschland braucht keinen Moschee-Sender“, diktierte Söder der fürs Aufkochen der schlichteren bis mittleren Abteilungen der Volksseele immer dankbaren Bild am Sonntag in den Block: „Dafür sind Gebührgelder wirklich nicht da.“ Schon gar nicht die, die unsere mohammedanischen Gebührentzahler genauso brav an die GEZ zu überweisen haben, wie alle rechtgläubigen RundfunkteilnehmerInnen auch, gell, Herr Söder! Und die Begründung? Das Projekt fördere nicht die Integration, sondern bestärke Parallelgesellschaften.

Mensch, Söder, da hätten Sie mal besser die „Gedanken am Sonntag“ ihres christlichen Mitbruders Peter Hahne (ZDF!) gleich neben Ihrem BamS-Schmonzes gelesen: „Hergeben und aufgeben zu können ist ein Zeichen von Freiheit.“ Und wo wir gerade bei „hergeben und aufgeben“ sind: Wenn wir keinen „Moschee-Sender“ brauchen, dann brauchen wir auch keinen Partei-Sender – und fordern deshalb ein sofortiges Kommentarverbot für BR-Chefredakteur Sigmund Gottlieb in den „Tagesthematiken.“ 5TG

Irrsinn, Herr Koschwitz?

Pssst! Das ewige Talent des Privatfernsehens ist wieder voll auf Sendung. Thomas Koschwitz, 41, hat ein Berliner Privatradio erobert und macht nun Primetime-Quote. Hat er am Ende noch was vor?

In manchen Plakatkästen tickt die Welt noch unkompliziert. Ein gelber Untergrund, ein Kopf und ein Name: „Thomas Koschwitz am Morgen!“ So werben echte Stars, doch ich, als mir der kahle Kopf auf dem Plakat mit einem fröhlichen Grinsen dabei zusah, wie ich im Nieselregen auf ein öffentliches Verkehrsmittel wartete. Am unteren Rand des Plakats stand eine Frequenz, auf der mich Herr Koschwitz jeden Morgen zwischen sechs und zehn Uhr wach machen würde. Berliner Rundfunk. Wunderbar.

Seit der Show „Hamster TV“ auf Sat.1 Mitte der 90er-Jahre hatte ich den Fernsehkontakt mit Herrn Koschwitz eher vernachlässigt. Dabei war er doch das große Talent, damals, als er die ersten Late-Night-Show-Versuche prägte – als Vertreter von Thomas Gottschalk. Koschwitz, der Moderator aus der Generation Jauch und Co., das im Hessischen Rundfunk seine Karriere begann. Nach der TV-Late-Night ging es irgendwem bergab. Viele Show-Experimente, nie genügend Quote. Ein Fernsehschicksal aus der Zeit, als noch nicht gecastet wurde, sondern getalkt. Heute, ein paar Jahre und einem leichten Schlaganfall später, nach einem Dreivierteljahr mit Frühsendung, sieht der 50-Jährige trotzdem zufrieden aus. Ich gab ihm eine Chance. Am nächsten Morgen.

Und, aber hallo! Seine helle Stimme erklärte mir zunächst, wie viel Frühzeit die moderne Mensch nun tatsächlich bräuchte. Im Anschluss bemühte sich eine nette Dame sehr um eine sprachwissenschaftliche Namensherkunftsforschung eines Anrufers. Viel Text, sehr viel Text. Ich war etwas benommen und wollte nur noch eines: Antworten. Sein Manager organisierte sofort ein Treffen, gleich nach der Morgensendung, im Sendehaus, das gleichzeitig eine Shopping Mall ist, mit dem durchaus auch vielversprechenden Namen „Das Schloss.“ Herr

Koschwitz kam, wie man so sagt, schwungvoll an den Café-Tisch. Aktentasche. Dunkellblauer Rollie. Mantel über dem Arm. Begleitet von einem Pressesprecher. Warm geredet nach vier Stunden Sendung.

Warum, Herr Koschwitz, geben



FOTO: LAURENCE CHABRON

Sie sich den Stress einer Frühsendung, die doch für gewöhnlich den Nachwuchstalenten gehört?

„Ein Radiosender, der Geld verdienen muss, setzt in der Morgenschiene niemals auf Nobodys. Aus gutem Grund: Zur Primetime hören die meisten Menschen Radio. Dass ich so bekannt bin, hängt natürlich mit meiner Zeit beim Fernsehen zusammen.“

Was reizt Sie daran?

„Zuerst dachte ich mir: Das habe ich lange genug gemacht, früh aufstehen ist auch nicht meine Welt. Aber nun ja, ich liebe diesen Beruf, und wenn ich ihn so ausüben kann, wie ich möchte, also nicht von irgendwelchen Dufeldfunkdirektoren in ein Sendeschema gezwungen werde, dann mache ich die Frühsendung gerne.“

Das Gegenteil von Dufeldfunk, mitten im privaten Dufeldfunk?

„Ich kann mich mit den Themen und Menschen auseinandersetzen, von denen ich glaube, dass sie wichtig sind; und ich kann mit ihnen reden, ohne nach einer Minute wieder die Klappe halten zu müssen. Das macht auch das Medium Radio wieder wertvoll.“

Insgesamt sieben Sendungen pro Woche gestaltet Koschwitz mittlerweile auf seiner Welle. Einmal am Freitagabend, Musik für Koschwitz und seine Generation, fünfmal wochentags am Morgen, einmal vormittags am Samstag. Mit nicht unprominenten Gästen: Jürgen Trittin, Roger Willemsen, Society-TV-Lady Sibylle Weischenberg – oder Robert De Niro. Irgendetwas musste geschehen sein bei diesem Thomas Koschwitz.

„Früher waren Sie doch eher für Trashformate bekannt“, fragte ich.

„So, war ich das?“

SUSANNE LANG



FOTO: BOB SCHULTEN

DIE ANDEREN
Was reizt Sie daran?
kolumne@taz.de
Morgen: Adrienne Wolltersdorf OVERSEAS

GESAGT IST GESAGT

„Es sind nicht nur mehr die Dumppfacken, sondern Leute mit ziemlicher Intelligenz, die sich auch gut organisieren können.“

Michael Degen, Schauspieler, über den Rechtsradikalismus

„Na ja, es sind zwar 10 Millionen, aber eigentlich bekommt man die ja nicht selber, das geht geradewegs in die Altersvorsorge.“

Tiger Woods, Golfprofi, auf die Frage nach seinem Preisgeld

Ein ironiefreies Leben

Lothar-Günther Buchheim, Kunsthändler und Autor des Buchs „Das Boot“, ist mit 89 an einem Herzleiden gestorben

Menschen, die mit ihm Kontakt hatten, sich sogar so etwas wie seiner Freundschaft sicher glaubten, wurden meist heftig enttäuscht. Lothar-Günther Buchheim mag Nähe zu anderen Männern und Frauen gesucht haben – aber konnte sie nie so recht ertragen. Was beschimpfte er sie alle, meckerte und pöbelte, schmähete und wies zurecht. „Sesselfürzer“ nannte er die einen, „Politkulturschranzen“ andere – und Regisseur Wolfgang Petersen war alles an Üblem zusammen. Letzterer aber war es auch, der Buchheims Roman „Das Boot“ in einen der größten Kinoerfolge aus deutschen Landen verwandelte, in ein Epos über Männerfreundschaft, Kameraderie, Treue, Ehrlichkeit, die Abgründe von Liebe und Hass, Verlässlichkeit und Verrat.

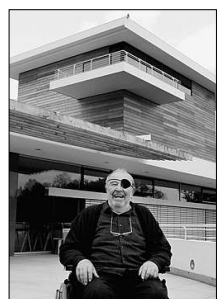
Buchheim, am 6. Februar 1918 in Weimar unehelich als Sohn einer, wie es heißt, exzentrischen Malerin geboren, galt ohnehin als fleißig, befissen, aufsteigend, religionsfern und wander-vogelgeprägt. Auf so einen war man in der Nazizeit scharf: Der wollte die ganze Welt erobern – wenigstens bis zum Donaudelta. Über seine Paddeltour ans

Schwarze Meer hat der Wahlbayer schließlich seinen ersten Roman geschrieben: dräuend die Sprache, selbstbewusst der Ton, die Haltung fern aller Raffinesse. Buchheim war das, was unsere Eltern gern als „Haudegen“ bezeichneten – eine Figur, die schroff wie liebesleidend sich zeigen konnte.

In der Nachkriegszeit avancierte er zu einem der wichtigsten Sammler von Kunstwerken, die die Nazis einst verfeimten. Und diese Sammelei in Verbund mit seinem Kultstatus als Autor von „Das Boot“, veröffentlicht in den frühen Siebzigern, machten ihn zu einer Kulturbetriebsnudel sondergleichen. Einer mit Augenklappe, der keinem Streit aus dem Wege ging und trotzdem nichts von der Posenhaftigkeit etwa eines Klaus Kinski hatte.

Buchheim war, so gesehen, das männliche Gegenstück zur Hildegard Knef: eine Person, die mit dem in jeder Hinsicht opulent Erlebten medial hausieren ging, als ginge es darum, einen autobiografisch gelebten Existenzialismus zu zertifizieren.

Einer, der nicht zierlich umging mit seinen persönlichen Gebrechen, der noch im Rollstuhl



Lothar-Günther Buchheim posiert vor seinem Lebenswerk FOTO: AP

lebendiger wirkte als andere ohne – und der alles ernst meinte: ein ironiefreies Leben, typisch für ihn, wie es für die Knef einst war. Ein Mann, der das Wort „authentisch“ lebte, ehe es in den gewöhnlichen Sprachgebrauch einfließt.

So einer konnte sich erlauben, den Wehrmachtssoldaten des Zweiten Weltkriegs ein irgendwie gemütvolltes Andenken zu setzen. Der Krieg und das Überleben auf und im Meer: Das war

unverdächtiger als alles, was mit der Ostfront zu tun hatte.

Buchheims Vermächtnis ist sein Museum, das vor sieben Jahren in seiner Heimat am Starnberger See aufgebaut wurde: Andere Museen und Städte wollten seine famose Sammlung – erhielten sie aber nicht, weil sie, so Buchheim, „schleimig und unaufrichtig“ so taten, als warben sie um ihn, nicht um seinen Expressionistenfundus. Ein wie viele Menschen seiner Generation extrem ehrgeiziger Mann, erfolgreicher Schüler der Napola, der Kadenschmiede der nationalsozialistischen Nachwuchsarbeit, der auch im Zweiten Weltkrieg eine Karriere machte, die ihm, einem Kind der Boheme, nicht in die Wiege gelegt war.

Dieser Mann, der auf seltsame Weise mit Kindern immer gut klarkam, der sammelte, weil er von irgendetwas ja leben musste nach dem Krieg, der kein Sympath war und der es grantelnd und zeternd genoss, wie sehr ihm alle Welt Kniefälle machte, um seine Sammlung zu erhalten, wird am kommenden Mittwoch in Bernried am Starnberger See beigesetzt. Edmund Stoiber kommt auch. JAN FEDDERSEN

tazshop

Kleines Küchenset

Schleifstein ST 2/8 von Chroma mit Haiku-Messer oder Profimesser P02

€ 105,00

10% Rabatt für taz-AbonnentInnen & taz-GenossInnen

tazshop | Kochstraße 18 | 10969 Berlin
T (0 30) 25 90 21 38 | F (0 30) 25 90 25 38
tazshop@taz.de | www.taz.de